

(Nachdruck verboten)

Der Schiffsjunge.

2) Eine Seegeschichte von Peter Egge.

Einzig autorisierte Uebersetzung von E. Brausewetter.

Benn fühlte die Unzufriedenheit der ganzen Mannschaft wie eine Last auf sich lagern; aber er hatte nicht die Kraft, sich zusammenzunehmen und seine Arbeit besser zu machen. Er fühlte seine eigene Schlassheit und wünschte instinktiv, sie wäre noch größer, sodas die Scheltworte ihm nicht wehe thaten. Mechanisch, nur hier und da mit energischen Bemühungen, sich zusammenzunehmen, setzte er seine Arbeit fort, lief von einem Ende zum anderen, von Luvar nach Lee und wieder zurück. Sein Laufen war ein ängstliches Tasten mit Armen und Beinen. Er mußte, wenn er fiel, würde es Jubel erregen, wenn er sich dabei auch noch so sehr stieß.

Die Kameraden gingen ruhig umher und machten Wize über sein jämmerliches Gezappel. Nur Divind, Michel und ein paar andere ließen ihn in Ruhe. Beständig fühlte er sich von der Neugier der Kameraden verfolgt; beständig empfand er den Druck der Seekrankheit auf der Brust; ein fortwährendes Bedürfnis, sich zu übergeben. Seine Glieder, besonders seine Füße mit den plumpen Seestiefeln, waren schwer wie Blei und seine Gedanken voll Trauer und Wuth.

Es schlug 8 Uhr, gleich darauf war man fertig.

Er setzte sich wieder auf seinen Kofferdeckel in der Koof und zog sich aus. Die Kameraden plauderten und lachten; einzelne lauten an einem Schiffszwieback, mit dem sie nicht fertig geworden waren.

Benn's Glieder waren so steif, das es ihm schwer fiel, seine Kleider auszugiehen. Am schlimmsten war es mit den Seestiefeln und Hosen. Er schwiigte und leuchte und mußte sich mehrmals dabei ausruhen. Die Deffnung zu der Roje war klein und sein Rücken schmerzte ihn, wenn er sich bog, um hineinzukriechen.

Seine Roje hatte er sehr gern, obgleich es die schlechteste war. Sobald er nicht Wache hatte, kroch er dort hinein, obchon die Kameraden ihn Siebenschläfer nannten. Da war er in seiner eigenen Welt. Hier hatte er die Kleinigkeiten verborgen, um doretwillen die Kameraden ihn geneckt hätten, wenn sie ihnen zu Gesicht gekommen wären. Der Koffer durfte nämlich nicht abgeschlossen sein und war nicht sicher genug. In der Roje konnte er mit sich und seinen Gedanken an die Heimath und die Zukunft allein sein. Er dachte so gern; aber es war so schwierig, auf Deck dazu Zeit zu finden. Immer war dort etwas zu thun. Und noch schlimmer war es um die Essenszeit. Die Kameraden lärmten so sehr, und außerdem mußte er das Essen herein- und hinaustragen und dafür sorgen, das auf dem Tisch nichts fehlte.

Sobald er sich zugedeckt hatte, streckte er seine Glieder mit einem Gefühle der Müdigkeit und Schwere. Er genoß diese Schwere. Eine eigene Wärme, eine Mischung von Seewasserfeuchtigkeit und seinem Schweiß, machte ihn schläfrig. Er schloß die Augen und fühlte, wie die Thränen aus ihnen hervorperkten.

„Warum trägst Du den Kaffeekessel nicht zum Steward hinaus? Sollen wir morgen vielleicht keinen Kaffee haben?“

Benn hörte an dem befehlenden Ton und an der Frage selbst, das er angesprochen wurde. Herr Gott, auch das noch! An was er auch alles denken sollte!

Er richtete sich mühsam in der Roje halb auf und sah Jolum, fast ausgezogen, auf seiner Kiste sitzen.

„Ich werde ihn hinaustragen“. Es war Divind, der sich in die Koof hineingeschlichen hatte, um seine Pfeife anzuzünden.

Benn legte sich wieder in die Roje zurück, und ließ nun seiner Thränen freien Lauf.

„Der Junge kann unmöglich seine fünf Sinne beisammen haben“, sagte Jens Christian mit seinem tiefen Baß. Er stand in Unterhosen auf der Kiste und wollte gerade in seine Roje hinein.

„Es ist der dümmste, mit dem ich noch gefahren bin“, fuhr Jolum fort.

„Der Junge ist noch nicht d'ran gewöhnt und die See bekommt ihm noch nicht recht.“ Es war Michel, der in der

Roje lag und große Rauchwolken wie ein salutirender „man of war“ ausfandte.

Dann trat Stille ein.

Michel's milde Worte thaten dem weinenden Benn wohl. Es bereitete ihm eine Erleichterung, zu weinen. Einmal mußte er doch wohl auch wieder heimkommen! . . . Wenn sie nur solchen Wind bekamen, das sie endlich nach New-York gelangten. Er würde nach Hause schreiben, sobald er ans Land gekommen war. Er wollte von all' seinem Unglück und all' seiner Reue und all' seiner Liebe, von Allem erzählen: Liebe, liebe Mutter — mir geht es so schlecht — wenn ich nur wieder nach Hause kommen könnte. Du wirst sehen, Mutter, wie artig und tüchtig und fleißig ich sein werde. Es ist ganz gleich, Mutter, was ich werden soll, wenn ich nur nicht mehr Seemann zu sein brauche. Liebe, liebe Mutter — ich habe früher niemals gewußt, wie sehr ich Dich und Euch alle lieb habe. Die Leute hier an Bord sind gewiß in ihrer Art nette und brave Menschen; aber ich bin ihnen fremd und verstehe nicht, mich mit ihnen gut Freund zu machen. Das Essen vertrage ich auch nicht, und schrecklich gefährlich ist es, hinaufzuklettern, und ich, als Schiffsjunge, muß immer am höchsten steigen, weißt Du, auf die gefährlichsten Stellen, auf das oberste Seil, bisweilen sogar smitten in der dunklen Nacht. Und dann das, siehst Du, das ich mich niemand anvertrauen kann, mich niemals ausweinen, wenn ich am traurigsten bin. Niemals kann ich allein sein. Ich werde von all' diesem Lärm und diesem Durcheinander, Tag und Nacht, ganz müde — liebe — liebe — Mutter —“

II.

Benjamin Frank war der Sohn einer Pfarrerswitwe in einer größeren norwegischen Fjordstadt. Sie hatte eine Klein-Kinderchule errichtet, um sich einen Zuschuß zu ihrer Pension zu verschaffen. Zwei Söhne von ihr besaßen sich in Christiania und studirten, der eine Jura, der andere Theologie. Sie waren äußerst fleißig und ordentlich, aber nicht sonderlich begabt, sagte man. Doch hatten ihre Fähigkeiten ausgereicht, das sie soweit gekommen waren.

Außerdem hatte sie zwei Töchter, die noch kleine Mädchen waren, und endlich Benn, ihren Liebling, das Mutterköhnen. Sie meinte, ohne jemand etwas davon zu sagen, das Benn Kaufmann werden möchte, denn er war in seinem Aeußeren und seinem Temperament nach dem Onkel Jakob, dem verstorbenen Bruder der Frau, der Bankbeamter gewesen war, sehr ähnlich. Wie er, war auch Benn träge, aber so hübsch und herzensgut und so sehr begabt. Außerdem liebte er es, sich mit kleinen Mädchen herumzutreiben, gerade wie Onkel Jakob in seiner Entwicklungsperiode. Aber es war ja keine Zukunft, an einem Komtoirpult zu sitzen. Sie hoffte, ihn doch schließlich studiren lassen zu können; denn das war doch das sicherste. Es kostete ja schrecklich viel Geld; aber wenn die beiden andern fertig waren, dann —

Benn bestand mit Mühe und Noth das Mittelschuleexamen, als er sechzehn und ein halbes Jahr alt war. Der Rektor, mit dem die Mutter über Benn's Zukunft sprach, hatte leider Bedenken, ihr zuzureden, den Sohn studiren zu lassen. Doch wollte er dafür sorgen, das Benn seinen Freiplay behielt, wenn er fleißiger und pünktlicher würde, nachdem er in das Gymnasium gekommen war. Die Mutter hatte geweint, und Benn, der keine Thränen sehen konnte, weinte ebenfalls und versprach Reue und Besserung.

Im Gymnasium ging es ein paar Monate ganz gut. Er trieb sich zwar mit seinen kleinen Mädchen und seinen Kameraden herum, aber ohne seine Schularbeiten allzusehr zu vernachlässigen. Seine beiden jüngeren Schwestern bewunderten den Bruder in der Stille; aber sie erzählten ihm nicht die Aeußerungen, die ihre Klassenfreundinnen über ihren hübschen Bruder hatten fallen lassen. Das sollte die Strafe für seine Trägheit sein!

Da kam ein neuer Schüler in Benn's Klasse. Er war furchtbar freigeistig und ein eifriger Agitator und erlangte bald großen Einfluß auf mehrere seiner Kameraden. Er begründete einen Gymnastikverein, dessen Vorsitzender er selbst wurde, und begann eine handschriftlich hergestellte Zeitung herauszugeben.

In dem Verein hielt er Reden und las die Zeitung laut

vor. Denn wurde von seinem begeisterten Kameraden mit fortgerissen und einer seiner eifrigsten Anhänger. Die kleinen Mädchen vergaß er in dieser Zeit ganz. Nun nahmen ihn ja auch ganz andere Dinge in Anspruch, als sich auf der Straße mit Mädchen herumzutreiben.

Aber eines Tages kam der Rektor hinter den Geist des neuen Vereins; derselbe wurde sogleich aufgehoben, und das Blatt beschlagnahmt. Dem „Vorsthenden“ wurde mit Ausweisung aus der Schule gedroht, und wenn erklärt, daß er innerhalb eines Monats seinen Freiplatz verlieren würde, wenn er nicht vom heutigen Tage ab fleißiger werden würde.

Der „Verein“ wurde aber neu gegründet und fehte sein Leben in einem Zimmer eines der Schüler des Gymnasiums fort. Die Redner wurden hier, wo sie sich sicherer fühlten, noch kühner, und mehr und mehr von den jungen Leuten belamten Muth, als Redner aufzutreten. Man trank Bier, wenn man des Redens müde war, und dann saß man dumpf und schläfrig über den Gläsern, während Einer etwas aus einem „freigeistigen“ Buche vorlas.

Mit Benn's Fleiß war es nur schwach bestellt, und als das Examen vorüber war, zeigte es sich, daß er der Letzte in der zweiten Gymnasialklasse geworden. (Fortsetzung folgt.)

Technische Rundschau.

(Das neue Glühlicht von Nernst; Wassergas nach dem Verfahren von Dellwil.)

Vor kurzem ging die Nachricht durch die Blätter, daß Professor Nernst, der berühmte Göttinger Gelehrte, dessen Forschungen sich namentlich auf dem Grenzgebiete zwischen Physik und Chemie bewegen, ein wesentlich neues Verfahren zur Erzeugung eines Glühlichtes erfunden habe, wodurch dem elektrischen Licht und dem bisherigen Gasglühlicht eine starke Konkurrenz erwachsen werde. Die Zeitschrift für Beleuchtungswesen bringt jetzt nähere Angaben über das neue Verfahren, woraus sich ergibt, daß es sich im wesentlichen um ein elektrisches Glühlicht handelt. Bisher wird hierfür ganz allgemein ein dünner, aus Pflanzenfasern hergestellter Kohlesaden benutzt, der vom elektrischen Strom durchflossen in helles Glühen geräth. Metallfäden haben sich für diesen Zweck nicht als brauchbar erwiesen, da sie beim Durchfließen des Stromes eine Zerkümmung erleiden und schnell durchgeschmolzen werden. Elektrische Glühlampen konnten daher erst aufkommen, als es gelang, in den Kohlesäden ein haltbares Material herzustellen. Als schwarzer Körper ist nun die Kohle fähig, alle möglichen Strahlen auszusenden; es ist nämlich ein Naturgesetz, daß jeder Körper, wenn er genügend erhitzt wird, Strahlen solcher Lichtarten aussendet, die er in kälterem Zustande verschluckt.

Ein schwarzer Körper verschluckt alles auf ihn fallende Licht, eben deswegen erscheint er ja schwarz; nur durch das zurückgeworfene, nicht verschluckte Licht entsteht die Färbung der Körper. Infolge dessen sendet ein schwarzer Körper in erhitztem Zustande auch Licht jeder Art aus. Man sollte nun meinen, daß das ein ganz besonderer Vortheil des Kohlesadens bei den elektrischen Glühlampen ist, da auf diese Weise ein möglichst großer Theil von derjenigen Arbeit, die zur Hervorbringung des Stromes aufgewendet wird, in der Form von Licht wieder gewonnen wird. Wenn man sich aber erinnert, daß außer den sichtbaren rothen bis violetten Strahlen noch darüber hinaus die ultraroth und die ultraviolette vorhanden sind, die zwar starke chemische und starke Wärmewirkungen hervorbringen, aber dem Auge als Licht sich nicht verrathen, so erkennt man sofort, daß in dem elektrischen Glühlicht, welches diese gesammte unsichtbare Strahlung mit enthält, ein sehr großer Theil der aufgewendeten Arbeit als Licht nicht wieder erscheint, für die Beleuchtung also verloren geht. Nernst hat daher versucht, Flüssigkeiten, sogenannte Leiter zweiter Klasse, durch den Strom weisglühend zu machen, und zwar, wie es scheint, mit gutem Erfolge. Gewisse Stoffe, wie Kalk, Magnesia u. a. werden bei dem starken Widerstande, den sie dem Strom bieten, schon durch verhältnismäßig schwache Ströme stark erhitzt, sodas sie schmelzen und eine flüssige Leitungsbahn darbieten. Diese Flüssigkeit wird dann durch den Strom in die hellste Weißgluth versetzt. Freilich erleidet jede Flüssigkeit, sobald sie von einem elektrischen Strom durchflossen wird, eine chemische Zersetzung, sodas sie beim Durchgang des Stromes kein beständiger Körper bleibt und wegen dieser Eigenschaft zu Beleuchtungszwecken bisher nicht verwendet werden konnte.

Um diesem Uebelstande abzuwehren, benutzte Nernst für den Betrieb seiner Lampe sog. Wechselströme, bei denen also die Richtung des Stromes alle Augenblicke, in der Sekunde mehrere hundert bis tausendmal wechselt. Der chemische Prozeß, den ein Strom einleitet, macht bestimmte Stoffe an den Stellen frei, wo die Drähte in die Flüssigkeit tauchen; wird die Stromrichtung die entgegengesetzte, so werden die Stoffe an den umgekehrten Drähtenden frei, wo sie die vorher entwickelten vorfinden und sich wieder mit ihnen vereinigen. Geht z. B. ein Strom durch angeäuertes Wasser, so entwickelt sich an dem einen Drähtende Sauerstoffgas, an dem andern Wasserstoffgas; wechselt der Strom die Richtung, so tritt das Wasserstoffgas

jetzt an dem Drahtende auf, an dem vorher Sauerstoffgas entwickelt wurde, und umgekehrt, und beide Körper vereinigen sich wieder zu Wasser, dessen Zersetzung somit verhindert wird. Die großartige Entwicklung, welche die Wechselstrom-Technik in den letzten 15 Jahren erfahren hat, ermöglicht die ausgedehnteste Verwendung der Wechselströme, so daß dem Nernst'schen Verfahren von dieser Seite her bedeutende Schwierigkeiten nicht entgegenstehen.

Noch von einer anderen Erfindung auf dem Gebiete des Beleuchtungswesens melden die Fachblätter, die sich jedoch nicht nur auf die Beleuchtung, sondern auf alle Verwendungsarten des Gases erstreckt. Es handelt sich um eine wesentliche Verbesserung in der Herstellung des Wassergases, die dem schwedischen Ingenieur Dellwil gelungen ist. Wassergas ist in der Hauptsache ein Gemisch aus dem leichten, brennbaren, aber beim Verbrennen fast gar nicht leuchtenden Wasserstoffgas, und dem schweren, giftigen Kohlenoxyd, das bei zu frühem Schließen von Ofenklappen in die Zimmer eindringt und schon manches Menschenleben vernichtet hat. Bei dem Verbrennen der Kohle entsteht Kohlenäure, die aber an die glühende Kohle etwas von ihrem Sauerstoffgehalt abgibt, wodurch eben Kohlenoxyd gebildet wird; in den Zimmeröfen kann man, wenn nur noch ausgeglühtes Brennmaterial darin enthalten ist, an dessen Oberfläche oft das Kohlenoxyd mit blauer Flamme verbrennen sehen. Wird durch zu frühes Schließen des Ofens und seiner Klappe die Luft abgesperrt, so daß das Kohlenoxyd nicht verbrennen kann, so dringt es durch die Ritzen des Ofens ins Zimmer, wo es unter Umständen verderblich wirkt.

Läßt man Wasserdampf über glühende Kohle streichen, so wird ihm sein Gehalt an Sauerstoff entzogen, der sich mit der Kohle zu Kohlenoxyd verbindet, so daß ein Gemisch von Wasserstoffgas und Kohlenoxyd entsteht, das mit stark leuchtender Flamme unter großer Wärme-Entwicklung verbrennen kann. Wegen seiner Herstellung führt dieses Gemisch eben den Namen Wassergas. Da man zur Herstellung von Wassergas minderwertige Brennmaterialien verwenden kann, so kann man von Wassergas-Zentralen aus Industrie-Anlagen und Städte mit einem guten Heiz- und Leuchtmaterial versorgen, wie es in Amerika schon seit den siebziger Jahren in ziemlich starkem Umfange geschieht. In Europa hat sich das Wassergas erst langsam in den letzten 10—15 Jahren Eingang verschafft; so ist beispielsweise der Mödlinger Bahnhof bei Wien mit Wassergas beleuchtet. Durch die Dellwil'sche Erfindung wird das Eindringen des Wassergases in die verschiedensten Industriezweige wahrscheinlich eine wesentliche Förderung erfahren. Bei seiner Herstellung unterscheidet man zwei verschiedene Phasen, das Anblasen und das eigentliche Gasmachen. Beim Anblasen wird Luft in den Generator geblasen, in welchem sich die Kohle befindet, wodurch das Feuer angefaßt und die Temperatur der Kohle auf 1000 bis 1200 Grad gebracht wird. Beim Gasmachen wird dann Wasserdampf eingeführt, wodurch die Bildung von Wassergas vor sich geht. Die beim Anblasen entstehenden Heißgase werden nach dem neuen Verfahren von Dellwil durch eine entsprechende Konstruktion des Generatorschachtes im Generator vollständig verbrannt, wodurch in ihm eine größere Hitze entsteht. Dadurch wird eine längere Zeitdauer der Periode des Gasmachens gegenüber der Anblasperiode ermöglicht, und gleichzeitig kann die Kohle selbst zur Erzeugung von Wassergas vollständiger ausgenutzt werden, so daß die Ausbeute eine größere wird.

Als Kohle für die Wassergasbereitung dient hauptsächlich der Roaks, welcher als Rückstand in den Gasanstalten gewonnen wird. Bisher : derselbe nämlich leicht verflüchtlich, da die Roaksfeuerung ziemlich weit verbreitet ist. Je mehr jedoch das Leuchtgas auch zu Feuerungszwecken benützt wird — und das ist ein durchaus wünschenswerther Fortschritt in der Lebenshaltung auch der arbeitenden, also ärmeren Bevölkerung, den die Gasanstalten entschieden erleichtern sollen —, um so schwerer findet sich eine Verwendung für die sich allmählig ansammelnden ungeheuren Quantitäten Roaks. Die Berliner Gasdeputation empfiehlt daher in dem Bericht über ihre Studienreise, auf jeder Berliner Gasanstalt auch eine Wassergasanlage zu errichten. Freilich führt der genannte Bericht hierfür nicht nur die bessere Verwerthung des überflüssig werdenden Roaks an, sondern auch den Umstand, daß die Gas-erzeugung dadurch von plötzlich auftretenden Zufällen, wie Arbeiterbewegungen (Streiks) unabhängiger werde. Diesen scheinbaren Grund hätte sich die Deputation lieber sparen sollen; in einem gut geleiteten Unternehmen — und das sollen die Berliner Gasanstalten doch sein — kommen überhaupt keine Arbeitseinstellungen vor, da bei anständiger Behandlung, guter Bezahlung und angemessener Arbeitszeit (acht Stunden) jeder Anlaß dazu fehlt. Diese drei Momente schämen sich sicherer davor, als technische Einrichtungen zur eventuellen Knechtung der Arbeiter.

Abgesehen davon erscheint die Errichtung von Wassergas-Anlagen auf den Gasanstalten durchaus rationell. Nach dem neuen Dellwil'schen Verfahren können aus jeder Tonne Roaks 2500 Kubikmeter Wassergas gewonnen werden, etwa doppelt so viel, als bisher. Dadurch wird seine billige Abgabe für die verschiedensten Zwecke möglich; so kann es z. B. ein ganz vorzügliches Feuerungsmaterial für Gasmaschinen bilden, die ihrerseits wieder als Antriebsmaschinen für Dynamo's dienen können; es kann also auch die Erzeugung von elektrischem Licht und elektrischer Kraft durch umfangreichere Einführung des Wassergases erheblich verbilligt werden. —

Kleines Feuilleton.

Geschichte des österreichischen Zahlenlotto's. Das neueste Heft der Mittheilungen des österreichischen Finanzministeriums enthält die Geschichte des Zahlenlotto's in Oesterreich, die Maßregeln zur Einschränkung des Spieles in demselben und die Statistik des Zahlenlotto's. Wie die „Wiener Zeitung“ der geschichtlichen Darstellung entnimmt, erfreuten sich die Glücksspiele bereits in alten Zeiten in den Gebieten der gegenwärtigen österreichisch-ungarischen Monarchie einer solchen Beliebtheit, daß zur Eindämmung der immer mehr und sich greifenden Spielleihschaft schon im 16. und 17. Jahrhundert staatliche Spielverbote erlassen wurden. Von diesen Verböten waren nur die „Glückshäfen“ ausgenommen, welche bei gewissen Anlässen, wie Jahrmärkten, Kirchtagen etc., veranstaltet werden durften. Ende des 17. Jahrhunderts war man bestrebt, die unüberwindliche Spielleihschaft in den Dienst der Wohlthätigkeit zu stellen. So wurde durch ein Patent Kaiser Leopold's I vom 2. April 1696 ein Glückshafen zur Errichtung eines Feld- und Soldatenhospitals eingeführt. Eine Verallgemeinerung dieses Spieles erfolgte durch ein Patent vom 18. März 1703. Mitte des 18. Jahrhunderts trat eine Wendung insofern ein, als das fiskalische Interesse an den Glücksspielen den Hauptzweck bildete, und das Wohlthätigkeitsmoment völlig in den Hintergrund gedrängt wurde. Mit dem Patente vom 13. November 1751 führte Kaiserin Maria Theresia das genuinische Zahlenlotto in den österreichischen Erblanden ein, das zunächst an Pächter vergeben wurde. Der Pachtzuschlag betrug 400 000 fl., welcher später auf 525 600 fl. erhöht wurde. Die letzten Entwicklungsphasen des Zahlenlotto's zeigen die Tendenz der Staatsverwaltung, das Terrain der Pachtunternehmung einzuzengen und den Einfluß der Regierung zu erweitern. Mit dem Patente vom 21. Oktober 1787 fand sich Kaiser Joseph II. bestimmt, die Uebernahme des Lotto's in staatliche Verwaltung auszusprechen und die Administration einer in Wien dazu bestellten Kammer-Direktion zu übertragen. Schließlich erwähnt der Verfasser die infolge des Dualismus eingetretene Veränderung in der Verwaltung des Zahlenlotto's und die in Ungarn am 1. Oktober 1897 erfolgte Aufhebung desselben, sowie die Einführung einer Klassenlotterie. Seit dem 1. November 1787 bis Ende 1896 hat der Staat von dem im Lotto gemachten Spieleinlagen per 1 140 841 614 fl. einen Reingewinn von 432 721 359 fl. bezogen. —

Theater.

Volksschauspieler aus dem Norden und aus dem Süden zeigen zur Zeit ihre Künste in Berlin. Die Oberdeutschen „D'Zegernseer“ im Thalia-Theater, die Niederdeutschen, ein Hamburger-Ensemble, im Central-Theater.

Es lassen sich indessen beide Truppen nicht vergleichen; die einen trieben ihr Handwerk ursprünglich aus Liebhaberei, die anderen faßten es von vornherein als Beruf. Für Berlin bedeuten die Zegernseer nichts neues mehr. Wie ihre Nachbarn über'm Berg, die Schlierseer, folgten sie anfänglich der Theaterpassion, die im bayerisch-österreichischen Gebirge vielfach unter der Bauernschaft althetmisch ist. Es hat sich da eine gewisse Tradition ausgebildet; und wenn sich die Spekulation erst der Volksschauspieler bemächtigt, so hilft der durchgebildete Fachmann nach: In Schliersee war's der Komiker und tüchtige Regisseur Konrad Dreher, den der Schreiber dieser Zeilen bei der damaligen Arbeit zusehen durfte. Bei ihren Nachfolgern soll ein Regisseur vom Gärtnerplatz-Theater gedreht haben.

Als man für den Naturalismus schwärmte und immer Einer naturalistischer sein wollte als der Andere, da schrieen etwelche Leute bei der Bauernspielerei: Jetzt ist das Ideal, der allerbeste Naturalismus, erreicht. Das war eine Verkennung der Bauernspielerei sowohl, wie auch des Naturalismus. Die naive Liebhaberei der Bauernspieler war verschwunden, sobald sie zu reisenden Berufschauspielern wurden: und so sehr über ihrem Stoff, der Bauernkomödie, standen sie nicht, daß sie einen ungewungenen freien, echten Eindruck gemacht hätten. Das gelang nur selten etnem, wie bei den Schlierseern etwa dem Kaver Zerofal, der aus einem Mehger und Gastwirth eben ein wirklicher komischer Künstler wurde. Ein solcher findet sich in der Truppe der Zegernseer nicht. Die stehen nicht mehr auf dem Standpunkt naiver Unbeholfenheit, und noch nicht auf dem gereifteren Routine. Manchem mag solch Uebergangsstadium reizvoll erscheinen; im strengeren, künstlerischen Sinn ist es nicht Fisch, nicht Fleisch, und selbst in die angebliche bäuerliche Schtheit kommt naturgemäß ein bewußt parodistischer Zug. Ein Beispiel wird das leicht klarlegen. Es sibt z. B. das Gefinde des Bauern bei der Morgensuppe und löffelt aus der gemeinsamen Schüssel, nachdem es sich im Gebet bekreuzigt hatte. Einem Berliner Publikum ist der Publika ungewohnt, es findet in seiner übermäßig überlegenen Weisheit die Sache zu droßlig und lacht und lacht und verführt dann die Bauernspieler zu parodistischen Kunststücken des Effekts wegen. In Wahrheit aber wird das Geschäft des Essens nach simplen Ueberlieferungen und andächtigt vollführt.

Die Bauernkomödie, in der die Zegernseer auftreten, heißt: „Die Haberer“ und ist von Michel Hirsch vom Gärtnerplatz nach alterhand Volkstückerminiszenzen geschrieben. Eine richtige Schauspielerkomödie. „An Schwirzer (Schmuggler), an Wäldrer (Wildschütz) ham's oft scho' derg'langt (erwischt), an Haberer aber hat neamd no g'fangt.“ Dieser Ausspruch charakterisirt die Komödie. Der schuldige Haberer wird nicht gefangen, aber er stellt sich büßfertig

selbst dem Gericht. Das kam so. Ein weiblicher Dämon, die Gattin des Einödbauern, liebt den Stiefsohn ihres Mannes und haßt den Gatten. Sie schaubert vor der Umarmung des Aleriden, seine „Büßeln“ (Küsse) schmecken ihr „hanti“ (gar so bitter). Die schöne bäuerliche Teufelin stiftet nun Unheil um Unheil. Fälschlich beschuldigt sie ihren Mann, jüngst ein „Treibats“, bei dem ein Haberer von Gendarmen erschossen wurde, verrathen zu haben (z. Treibats Haberfeldtreiben). Der Stiefsohn des Einödbauern weiß nun, was seine Habererpflcht ist. Der Haberermeister fällt den Bergeltungsanspruch und das Nächeramt fällt unfehligerweise durchs Loos auf den Stiefsohn des Bauern selber. Er erschießt noch in derselben Nacht den vermeintlichen Verräther und hat den Unrechten getroffen. Die Teufelin wird ihrer Bestialität nicht froh, denn sie verliert die Zuneigung des jungen Einödbauern, den sein Gewissen drückt. Er haßt die Bäuerin, die seine Mitschuldige geworden, und liebt ein unschuldiges Kind. Die Bäuerin aber höhnt: An anderes O'rieh (Gesicht, Frahe), an ander's O'rih (Reißen, Werben). Die Sache, wird immer verwickelter, bis sich der Schuldbeladene selbst stellt als ein unschuldiger alter Haberer für ihn verhaftet werden soll.

Einfacher und besser haben es die Hamburger im Central-Theater. Die geben sich als das, was sie sind. Sie sind keine hervorragenden Könner, wie es Kinder und Lotte Mendt einst waren, aber sie sind insgesammt fertige Schauspieler, ein paar darunter sogar trefflich durchgebildete Talente. Sie wollen mit ihren Schwänken in aller Harmlosigkeit erheitern, und das gelingt ihnen besonders da, wo sich in dem plattdeutschen Sammelsurium, das sie vorführen, noch etwas vom breiten, behäbigen, plattdeutschen Behagen, ein Stückchen Eulenspiegelerei, vorfindet. Das „alte lustige Hamburg“ heißt ihre Volksposse, die sich von Massenaufzügen, Damenparaden und ähnlichen Reizungen der modernsten Berliner Posse fernhält. Ein junger Bauer aus Wienbarge ist auf dem Hamburger Weihnachtsmarkt einer hochstapelnden Dirne ins Neß gegangen und nun machen sich die Wienbarger Bauern auf die Socken, um nach dem verlorenen Hansen zu jagen. Dabei werden sie selbst in den Großstadt-Trubel verwickelt und erleben allerhand Schwankabenteuer. Alt-Hamburgische Erinnerungen werden wachgerufen; so taucht der urkomische alte Schmierendirektor Mattler auf und er spielt selber den Mephisto in dem droßligsten aller Theater. Die männlichen Kräfte des Hamburger Ensembles sind den Damen der Truppe anscheinend weit überlegen. Die Herren Schulz (Bauer Klaas) und Biel sind Bauerndarsteller von wohlthuender Einfachheit und Komik und Herr Seybold (Direktor Mattler) ließ sich ebenfalls nicht verführen, aus seinem Schmierenhelden einen grotesken Clown zu machen. E

Kunst.

— Hl. Der Norweger Edvard Munch hat bei Kellert u. Reiner eine Ausstellung von Bildern, Radirungen, Lithographien und Holzschnitten veranstaltet. Munch's Name wurde in Berlin weiteren Kreisen bekannt durch einen heftigen Streit im Verein Berliner Künstler im Jahre 1892. Die alten Herren waren entsetzt über seine Werke, die ihren akademisch geschulten Augen als wahre Greuel erscheinen mußten, und warfen sie brüst hinaus. Heute hat sich zwar die Form des Streites gemildert, aber die Anschauungen über den Werth der Kunst Munch's stehen einander noch ebenso scharf gegenüber. Vom Spott bis zur Bewunderung machen sich alle Stufen der Kritik geltend. Munch ist gleichgültig gegen jede Kritik seinen Weg gegangen. Vielleicht, daß die Geringschätzung der Meisten ihn noch eigenwilliger und trotziger gemacht hat, daß er nun erst recht seine Eigenart durchsetzen will. Munch wird aber dem viel zu sagen haben, der Achtung vor dem Künstler genug besitzt, auf seine Absichten zunächst einzugehen, ehe er sie verurtheilt — auch wenn sie ihm auf den ersten Blick noch so abstrus erscheinen. Munch ist der ausgeprägte Vertreter der psychologischen Richtung in der modernen Kunst. Er sucht nicht die äußere Schönheit der Form, die gefällige Komposition, ihm ist die charakteristische, ihr Wesen erschöpfende Wiedergabe einer Erscheinung alles. Sein bestes Können steckt daher im Porträt. Mit genialer Schärfe faßt er die Züge eines Gesichtes auf, in denen sich das Innenleben widerspiegelt, in wenigen flüchtigen Strichen erstet in seinen Radirungen sein lebensvolles Bild eines Menschen. So hat er sich selbst porträtiert. Aus einem schwarzen Grunde tritt das bleiche Gesicht heraus, von einer ergreifenden Wehmuth in den zarten Zügen, in dem müden, verschleierten Blick der Augen. Es ist das Bild eines in sich gekehrten Künstlers, dessen Seele von wilden Kämpfen erschüttert wurde. Geniale Charakteranalysen sind ferner vor allen die Portraits Strindberg's, Jäger's, Hansun's, Gunnar Heiberg's und des Franzosen Mallarmé. —

Die ungeheure Leidenschaftlichkeit des Empfindens ist das wesentliche Viermal der Kunst Munch's. Seine Blätter haben oft etwas Fascinirendes, Grausenerregendes. Man fühlt in jedem von ihnen, daß hier ein Mensch gerungen hat, ein Erlebnis, das ihn in seinen Tiefen erschütterte, künstlerisch zu gestalten. Und das scheint das einzige Kriterium für diese Art der Kunst zu sein, daß sie so, wie sie sich giebt, e h r l i c h e m p f u n d e n ist. Munch's künstlerische Mittel sind außerordentlich einfach. Er ist nicht etwa Symbolist in dem Sinne, daß er komplizirte Gedankengänge darzustellen suchte, die zu enträthseln oft schwer hielte. Vielmehr ist das Verständniß seiner Arbeiten vielen gerade deshalb so

schwer, weil sie nach solchen Geheimnissen suchen. Daran hat der Künstler nicht gedacht. Seine Motive sind vielmehr einfache Thatfachen der Empfindungswelt, allerdings aus einem Seelenleben von furchtbarer Impulsivität. Die Eifersucht z. B. stellt er dar nur durch den Ausdruck in dem Gesicht eines Mannes, der mit eingelegenen Schultern, wie fröstelnd, dasieht. Alles andere, das Weib und ein anderer Mann, ist nur angedeutet. Aber man wird den Ausdruck des Entsetzens in diesem Gesicht nicht wieder vergessen können. In einigen Stimmungslandschaften tritt der Mensch als Träger der Naturstimmung auf. Den Kopf in die Hände stützend, sitzt in einem düsteren Strandbilde ein Mann in tiefem Sinnen; die Zeichnung ist nur so weit ausgeführt, daß die charakteristische Stellung klar herauskommt. Auf einem schönen vierfarbigen Holzschnitt „Abenddämmerung“ steht ganz vorne ein Weib. Ein tiefer melancholischer Ernst liegt auf ihren felsam schönen Gesichtszügen. Die letzten gemalten Bilder Munch's zeigen einen großen Fortschritt gegenüber den früheren. Sie sind mit reicheren Mitteln sehr weich und materisch gegeben. Besonders fällt dies im Bilde „Tête à Tête“ auf. Die wilde Leidenschaftlichkeit ist zu einer ergreifenden stillen Melancholie gedämpft in einem stimmungstiefen Bilde „Mondschein“. Ein Mann sitzt in einem dunklen Zimmer träumend am Fenster. Um seine Silhouette spielt das bleiche Licht des Mondes, hell fällt es ins Zimmer und malt das Fensterkreuz auf die Dielen. Weit draußen, auf dem im Mondschein hellgrün schimmernden Meere, glitzern die Lichter vorüberfahrender Schiffe. —

Aus dem Thierleben.

— Schildkröten als Ungeziefervertilger empfiehlt „Reclam's Universum“. Es handelt sich um die neuerdings aus Amerika häufig zu uns gebrachte Dofenschildkröte (*Terrapene carolina*), das Uebergangsglied zwischen Land- und Sumpfschildkröte. Die Dofenschildkröte legt in ein selbstgegrabenes Erdloch fünf bis acht Eier, aus denen die Jungen nach etwa 100 Tagen auschlüpfen. Die Nahrung der ziemlich phlegmatischen Thiere besteht in allerlei Insekten, Kriechthieren, Beeren und rohem Fleisch. Man kann die Dofenschildkröte in der Gefangenschaft leicht halten, muß jedoch für frisches Trinkwasser sorgen und sie vor der Einwirkung der Kälte schützen. Wie alle Landschildkröten, zeigt sie nur sehr geringe geistige Fähigkeiten, erfreut aber durch ihr hübsches Aeußere und wird bald so zahm, daß sie Leckerbissen aus der Hand ihres Pflegers entgegennimmt. In abgeschlossenen Gärten kann man sie während der warmen Jahreszeit zur Beseitigung des Ungeziefers benutzen. Man sieht sie dann während der Dämmerung und im Mondschein eifrig umhervandern und jeden auf ihrem Wege liegenden Gegenstand betriechen. —

Aus dem Pflanzenleben.

— Naturalisation fremder Holzarten in Deutschland. In den preussischen Staatsforsten sind seit 1881 umfangreiche Untersuchungen über die Naturalisation fremder Holzarten im gange. Dieselben erstreckten sich zu Anfang auf eine größere Anzahl nordamerikanischer Holzarten, im Jahre 1886 begann man auch einige Arten der japanischen Flora heranzuziehen. Nach zehnjährigen Versuchen fand man, daß die Douglas-Lanne, eine Fichtenart (*Picea sitchensis*), ein Lebensbaum (*Thuja gigantea*), ein Nußbaum (*Juglans nigra*) und zwei Hickory-Arten (*Carya alba* und *C. amara*) gutes Gedeihen versprechen und sich mit Rücksicht auf die Menge und Güte des von ihnen erzeugten Holzes zum Anbau in größerem Maßstabe eignen. Die Versuche haben ferner die Anbauwürdigkeit der nachstehenden japanischen und amerikanischen Hölzer ergeben: *Clamaecyparis obtusa* und *pisifera*, *Fraxinus americana*, *Larix leptolepis*, *Pinus Banksiana* und *Prunus serotina*. Die preussische Staatsforstverwaltung beabsichtigt nicht, große reine Bestände von ausländischen Holzarten anzulegen; dieselben sollen vielmehr in Einzelmischung, sowie gruppen- und horstweise mit einheimischen Hölzern gemischt Verwendung finden. Im Jahre 1890 umfaßten die Versuchskulturen mit diesen Holzarten bereits rund 600 ha. —

Astronomisches.

— Interessante Aufschlüsse über die Beschaffenheit des Orionnebels ergeben die photographischen Aufnahmen dieses Himmelsgebildes, die in dem soeben ausgegebenen elften Bande des astronomischen Observatoriums zu Potsdam veröffentlicht werden. Von dieser größten Nebelwelt besitzen wir bereits eine stattliche Zahl ausgezeichnet bildlicher Darstellungen, die gleichsam eine Geschichte der Leistungsfähigkeit der astronomischen Fernrohre darbieten. Die große unterm Gürtel Orions sich ausbreitende Nebelwolke ist durch ihre Größe und ihren Glanz bereits dem freien Auge erkennbar, die erste ausführliche Beschreibung der merkwürdigen Form und Struktur der Nebelmasse hat aber der Holländer Huygens 1659 in einer besonderen Schrift: „Systeme Saturnium“ geliefert. Später haben besonders die beiden Herschel mit ihren Riesenteleskopen, der Amerikaner Bond, ferner Lord Rosse u. a. zahlreiche Sterne im Nebel gemessen und auch bildliche Darstellungen der ganzen Nebelwelt geliefert, unter denen die Lord Rosse'sche besonders hervorrage, während Bond zuerst die merkwürdige spiralige Struktur verschiedener Partien des Nebels lerkannte und das flockige, nahezu sternartige Zusammenballen der Nebelmaterie in der Mitte und darunter

hervorhob. Eine ganz eigenthümliche Erscheinung zeigten die Nebelmassen um das bekannte Trapez im Orion; sie traten um diesen mehrfachen Stern bei der Betrachtung mit allen Fernrohren überraschend zurück, so daß das Trapez von der Nebelmaterie ganz frei blieb und so die Form dieses Theiles des Nebels einem geöffneten Thiertrachen glich. Die Größe des Nebels konnte auf sechs Quadratgrade verfolgt werden. Ein ganz verändertes Bild zeigte diese Nebelwelt aber auf der photographischen Platte. Schon Barnard konnte auf der Süd-Sternwarte mit einer einfachen Porträtlinse den Nebel über ein Areal von 30 Graden verfolgen, so daß die bisherigen Darstellungen nur den hellsten Theil des Orionnebels betreffen. Ferner hat der Engländer Roberts aus seinen prächtigen Aufnahmen des Gebildes bereits gefunden, daß auch die Partie um das Trapez in dichten Nebelmassen steht, die nur bei der direkten Beobachtung durch eine Blendung des Auges durch die hellen Sterne verschwindet. Endlich erkennt man auf der Roberts'schen Photographie, daß der Nebel ein riesiger Ringnebel ist, dessen zentrale Partie allein dem Auge als der Orionnebel erscheint. Die Potsdamer Aufnahmen von Professor Scheiner sind nun mit Expositionszeiten von 2 Minuten bis 3 1/2 Stunden gewonnen. Dabei hat sich ergeben, daß bei 2-5 Minuten Exposition die Nebelpartie um das Trapez noch nicht auf der Platte erschien; selbst bei 15-30 Minuten Belichtung treten die helleren Nebelnoten noch merklich über die matte Nebelmaterie um das Trapez hervor. Bei Belichtung über eine Stunde kommen die matteren äußeren Nebelpartien zu besserer Geltung, während die zentralen bereits überexponirt erscheinen. Aus diesen Potsdamer Aufnahmen, welche eine große Menge von Sternen und anderen Details im Nebel kennen gelehrt haben, ergibt sich mit Zuversichtlichkeit, daß das Trapez des Orion mit dem Nebel in einem physischen Zusammenhang steht, indem ein direkter Uebergang des Nebels zu den Sternen sichtbar gemacht ist. Es ist sehr wahrscheinlich, daß diese Sterne aus der umgebenden Nebelmaterie gebildet sind, und daß dadurch die umgebenden Nebelpartien an ihrer Leuchtkraft etwas eingebüßt haben. Dieselbe Erscheinung ist bei mehreren anderen Sternen im Orionnebel erkennbar, so daß wir hier wohl die Bildung von Sternen aus ungeheuren glühenden, leuchtenden Gasmassen vor Augen haben. Die Entfernung des Orionnebels ist daher nicht größer, als die der Orionsterne selbst. —

(Voff. 3tg.)

Humoristisches.

— Die Erschaffung des Menschen. In einer Schule bei Straubing sollte ein Junge die Erschaffung des Menschen, wie er sie in der Religionsstunde gehört, nachzählen. In der Genesis heißt es: Gott bildete aus Erde einen Leib und hauchte ihm eine Seele ein. So wurde der erste Mensch. Der Junge aber erzählte: Gott nahm ein Stück Erde, bildete daraus einen menschlichen Leib, hauchte ihm eine Schelle (Ohrseife) ein; so wurde der erste Mensch. —

— Aus der Schule. Lehrer: „Was weißt Du mir vom Rohr zu sagen, Franz?“ — Franz: „Das Rohr ist eine Pflanze, welche, wenn man nicht artig ist, spürt man sie.“ —

— Anzeige. „Der fremde Herr, welcher gestern im Hausflur, Breitenstr. 11, ein Dienstmädchen geküßt hat, und dem sie verkehentlich eine große Wurst zusteckte, wird ersucht, da Irthum vorliegt, dieselbe beim Portier wieder abzugeben!“ —

Vermischtes vom Tage.

— Ein Supplementband zu Hansen's „In Nacht und Eis“ wird dieser Tage bei Brockhaus in Leipzig erscheinen. Er enthält Berichte Norddahl's und Hjalmar Johansen's, zweier Theilnehmer an der Expedition Hansen's. Zahlreiche Illustrationen sind dem Buche beigegeben. —

— Richard Strauß, der bisher in München als Kapellmeister thätig war, ist vom nächsten Herbst an von der Oper in Berlin mit einem Gehalt von 20 000 M. engagirt worden. —

y. Ein Kanalarbeiter in Braunschweig hat seine Frau, von der er getrennt lebte, auf der StraÙe erschossen und dann sich selbst durch einen Schuß schwer verletzt. —

— Das Segelschiff „Helene“, das Eis von Schweden nach Emden führte, ist in der Nordsee untergegangen. —

— In Hildesheim beging die 33jährige Schauspielerin El'ia Dittmar aus Berlin Selbstmord aus Liebeskummer. —

— In Laibach wurde am Sonntag nachts ein starkes, zwei Sekunden dauerndes Erdbeben verspürt. —

— Der berühmte Sanskritforscher Bühler, Professor an der Wiener Universität, ist auf einer Kahnfahrt auf dem Bodensee ertrunken. Der Leichnam ist noch nicht gefunden. —

— Ein mächtiges Schadenfeuer zerstörte eine große Kammgarn-Spinnerei in Cateau. —

c. o. Die Zahl der Parlaments-Kandidaten in Frankreich beträgt jetzt schon 2225. —

— Neue Telegraphenlinien sollen in Russisch-Afien angelegt werden. Namentlich für Sibirien und Turkestan sind große Linien geplant, während andere für die Hauptverkehrsorte ergänzt werden sollen. Noch dieses Jahr soll eine neue Telegraphenlinie von Nowokiewsk nach Wladivostok fertig gestellt werden. —